

Jean-Paul [Fortsetzung]

Autor(en): **Rasmussen, Holger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Müde setzte sich Anna neben das Grab auf den Rasen. Sie dachte daran, daß sie Gott um ein Zeichen gebeten hatte, sie dachte auch an des Pfarrers Worte, und sie kämpfte einen letzten heftigen Kampf.

Als sie den Kirchhof verließ, trug sie ein Tannenzweiglein in der Hand und sah aus wie ein Mensch, der aufgehört hat, an sich selbst zu denken.

Ruhigen Schrittes ging sie nach ihres Vaters Haus.

Der alte Schuster saß allein in seiner Werkstätte, den Lehrlingen hatte er ins Dorf geschickt. Erstaunt sah er auf, da Anna zu ihm kam. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand:

„Verziehe mer, Baddr, wenn i Gi verzürnt ha! I will's wider guet mache. Sagen em Xaveri, i hä mi anderscht bjunne! Wenn er mi no will, no willi halt jo sage.“

(Schluß folgt).

Jean-Paul

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Meschi.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Über am gleichen Abend, in der gleichen Nacht — der Christnacht — waren Gottliebs armselige Wagen in dem stäubenden Schnee ein paar Meilen auf dem Weg von der Stadt festgefahren. Man hatte sicher erwartet, im Lauf des Abends dort anzulangen. Aber es war bei der Hoffnung geblieben. Durch eine Schneewehe nach der andern hatten sich die erschöpften Pferde mit den Wagen gearbeitet. Und endlich war man festgefahren.

Wehe an Wehe hatte der Sturm aufgetürmt. Nur die dunkeln, gezackten Reihen der Bäume hielten Wache längs des Weges und markierten seine Richtung durch das Land.

Und es peitschte fort und fort, stürmte und rieselte Schnee.

Man hatte die drei Wagen so nahe als möglich zusammengefahren, die Pferde ausgepannt, sie auf der geschützten Seite angebunden und zugebedeckt. Die Menschen selbst verkrochen sich in den Wagen. Einige schliefen angekleidet in den Klappbetten. Andere, denen das Wetter und die Gedanken keine Ruhe ließen, drückten sich zusammen um den qualmenden Petrolfocher, wo Emily Wasser zu Kaffee übergesetzt hatte.

Unter ihnen befand sich Jean-Paul.

Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, daß er am Weihnachtsabend nicht mit Ingoß zusammen sein konnte.

Es hatte eine Ueberraschung sein sollen.

Mit Absicht hatte er in seinen Briefen nur angedeutet, daß er um Weihnachten kommen würde, obschon er gut wußte, daß man, wenn alles in Ordnung ging, vorher in der Stadt sein konnte. Mehrmals war er auf die Straße hinausgegangen, um nach dem Wetter zu sehen, ob es nicht ein wenig besser wollte. Er beschäftigte sich sogar mit dem verrückten Plan, zu Fuß sich die zwei Meilen weit durch den Schnee durchzukämpfen, wenn nur das Wetter wenigstens so gewesen wäre, daß er hätte sehen können, wo er ging.

Aber der Schneesturm tobte weiter.

Himmel und Erde gingen in einem großen, unendlich wirbelnden Weiß ineinander über. Man mußte Gott preisen und ihm danken für ein Obdach — wenn man ein solches

fand — und für Schutz und Schirm in diesem furchtbaren Orkan.

Der Sturm warf sich brausend gegen die Seiten der Wagen, stieß und schlug, heulte einen Augenblick wild in den entblätterten Pappeln am Weg und fuhr dann mit einem langen pfeifenden Seufzer über die Felder.

In den Klappbetten schliefen die Müden. Nur Jean-Paul saß noch grübelnd beim Talglöckchen, dessen flackernde Flamme den großen unruhigen Schatten seines Kopfes auf die Gaukler warf, die träumten, während das Unwetter zunahm.

XII.

Am Weihnachtstag klingelte es gegen Abend an der Tür.

Der Polizeimeister hatte eine Zeit lang am Spinett gesessen und über einem alten ruhigen Walzer aus der jungen, unruhig waltenden Zeit geträumt.

Es war gerade in der Dämmerstunde. Man hatte noch kein Licht angezündet. Aber der Schein des knisternden Holzfeuers im Ofen erhellte be-

haglich die Stube, fiel bald weich und braun auf altes, glänzendes Mahagoni, bald leuchtend weiß auf Messing und Silber. Im einen Augenblick fuhr er flackernd über die grünen Streifen des Bodenteppichs, im nächsten huschte er mit kleinen gelben Lichtblitzen über das Gesicht des alten Beamten...

Die Tür zum Eingang wurde geöffnet, und die Haushälterin trat ein.

Der spröde Klang des Pianos erstarb langsam...

„Es ist ein Herr draußen, der mit Ingoß sprechen will!“ Aus der Fensternische, die im Schatten lag, tauchte plötzlich eine kleine Gestalt hervor. Sie huschte in schnellem Lauf über den gestreiften Teppich, fuhr neben dem Polizeimeister am Klavier vorüber, um die alte Haushälterin herum und verschwand durch die Tür, die angelehnt stand.

Im nächsten Moment tönt ein Schrei der Freude hinein zu den beiden alten Leuten. Und darauf wird es lange Zeit ganz wunderbar stille draußen.

Aber einen Augenblick nachher ließ das Feuer eine ganze prasselnde Salve mitten in der Stille los, und die alte Haus-



Nach Bleistiftzeichnung von Anton Christoffel, Scans (Oberengadin).

hälterin sagte: „Ja, es muß wohl der Vater des Knaben sein, der gekommen ist.“

„Gewiß, ja.“

Der Polizeimeister legte in Gedanken seine beiden Hände auf die Klaviatur. Ein gedämpfter zitternder Akkord sang einen Moment allein in der stillen Stube. Und wie er nach und nach erstarb, erschien er als ein letzter abschließender Klang von einem kleinen Bruchstück schöner und angenehmer Musik.

Sie hatten lange zusammen gesprochen, Jean-Paul und der Polizeimeister — im Grunde viel, viel länger, als notwendig war, um ein gutes Einvernehmen herzustellen. Gute und kluge Menschen verstehen sich auch ohne viele Worte.

Jean-Paul verstand mit blutendem Herzen, daß er der Kleinere war. Es war seine Pflicht, zu entsagen und Abschied von demjenigen zu nehmen, was er als Glück begrüßt hatte: nämlich mit demjenigen zusammenleben zu können, für den er Güte und Liebe fühlte, im Großen wie im Kleinen, in Reichtum, in Armut, im Guten und Bösen — nur zusammenleben zu können . . .

Und Jean-Paul mußte Dank sagen. Denn der Knabe gehörte ja ihm.

Auf der Waagschale der Vernunft wog er das Dafür und Dagegen ab, und das Dafür überwog — für den Fremden. Aber das Gewicht seiner Gefühle unterlag . . . Gefühle, ja, sind sie nicht die unbewußte Freude des eigenen Ichs? War nicht auch das rechte, gerechte und selbstlose Urteil des Herzens gegen ihn?

Ja. Er mußte entsagen. Er mußte Abschied nehmen. Er wußte es. Es war seine Pflicht . . .

Aber Jean-Paul hätte sich nicht so viele Gedanken zu machen gebraucht und in seinem Herzen hätten alle die streitenden Parteien schließlich die Waffen niederlegen können. Ingolfs stand längst dort, wo er nach seiner Ansicht stehen mußte. Für ihn war das alles leicht und selbstverständlich gewesen. In seinem Herzen hatte kein Kampf stattgefunden. Sein Kinderherz mußte dort sein, wo es lebte

und schlug, wenn das Leben erhalten bleiben sollte.

Und Ingolfs kämpfte für sein Leben. Was nützten da noch die Sturmzüge der beiden Erwachsenen mit den blanken Waffen der Vernunft? Die Niederlage war schon zum voraus entschieden . . .

Und Jean-Paul begrüßte sie mit einem dankbar jubelnden Herzen . . . So sollte es also doch nicht vorbei sein! Schiffbrüchig und gerettet durch die Liebe eines Kindes! Konnte man sich etwas Schöneres und Besseres vorstellen?

Ah, aber wie hatte er doch niemals glauben können, daß sie sich von einander trennen könnten? Es war ihnen ja längst klar geworden, daß sie dieses Leben zusammen teilen mußten. Ihre Wanderung war unlösbar für alle Zeit verbunden. Diese Verbindung kam zustande an jenem Tag in der alten Stadt, als Ingolfs kleiner Lehrbruder, das Kind des Artisten, beim düstern, rauschenden Gesang der Akazien zu seiner toten Mutter hinabgesenkt wurde.

Nein, sein Glück konnte nicht geopfert werden; denn es war dasjenige Ingolfs, und dasjenige Ingolfs konnte nicht

von neuem geschaffen werden; denn es lebte bereits und war dasjenige Jean-Pauls.

Die blaß-blanke Sonne des Frostmorgens beleuchtete die weiße Stadt, den Hafen mit seiner dampfenden Fähre, dem Takel- und Tauwerk seines Mastengewirrs, den schimmernden salzgrauen Fjord und den Belt weit draußen, die auf- und niedertauchenden Segel, die unruhigen Möwen . . .

Die Pferde Gottliebs waren eines nach dem andern über die knarrende Landungsbrücke nach der Fähre getracht.

Auf dem Deckplatz scharten sich die Artisten um Ingolfs. „Ach, lieber, kleiner Kamerad! Lieber, süßer Junge! Komm her und laß dich ansehen! Geht es dir nun wieder gut? Tut dir nichts mehr weh? Willkommen, willkommen!“

Ingolfs kreiste von Hand zu Hand. Und Jean-Paul sah zu, während das große Lächeln der Vaterfreude sich leuchtend über sein ganzes Gesicht verbreitete.

Aber drüben am Land stand der alte Polizeimeister auf seinen Stock gestützt. Er hatte gerade von Ingolfs und Jean-Paul Abschied genommen, sich einige Schritte entfernt und war wieder zurückgekehrt. Jetzt blieb er stehen und betrachtete die Frohen drunten auf dem Deck der Fähre . . . Was er vor sich sah, war fremdes Volk und fremdes Glück. Aber er erkannte, daß die Liebe dieser Menschen viel wert war. Und er verstand, daß ihr entsagendes und genügsames Leben, ihr beständiges Miteinander-teilen, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihre Pariafreundschaft, ihre Gauklerreue etwas enthielten, was er nicht gekannt hatte und dessen Besitz etwas wert war. Er sah, daß über dem Dasein dieser heimatlosen Leute eine kräftige, warme Sonne leuchtete, ein fremder freundlicher Himmel, das Glück eines eigentümlichen wilden Tropenlandes.

XIII.

Und so vergingen viele Jahre. Ungefähr zehn. Aber diese Jahre des Lebens wurden für den Gaukler Jean-Paul und seinen Pflegejahn eine

einzig große Lebendigwerdung jenes fernen Traumens, der einmal dunkel in der Seele beider aufgestiegen war auf ihrer Morgenwanderung über das Feld, wo die weiße Kruppe des Zirkus Dvärak sich erhob.

Die Zeiten, die Zeiten waren verstrichen . . .

Dort weit draußen lag die große Stadt, Angelika Amaliens Stadt mit den hohen, weißen Häusern, wo damals ihr Bund für's Leben geschlossen wurde . . . War dort wohl noch alles so wie damals? Lebten, stritten und dachten die Menschen noch ebenso wie früher? Hatten vielleicht viele neue Mädchen ihr Zelt draußen auf dem grünen Platz errichtet? War das Mädchen ihres eigenen Lebens wohl nur wie eine flüchtige Bö über die große Stadt gestrichen? Hauchten noch die Blüten der Hecke ihren Duft über die Felder und den Weg aus, wenn der Sommerabend kam mit goldigem Himmel und Wehmut in den Seelen der Menschen?

Jean-Pauls und Ingolfs Gedanken und Neben kreisten oft um jene Stätte und jene Zeit . . .

Aber vor ihnen zog sich der Weg beständig in die Ferne



Nach Kreiszeichnung von Anton Christoffel, Scans's (Oberengadin).

hinaus. Er drang durch hohe haidenkrautbewachsene Hügel, wand sich weiß und rauchend von Staub durch Gegenden, wo das Grün und Gelb, das Schwarz und Grau der Felder mit den Jahreszeiten wechselte. Er besuchte in hastigen Abstechern kleine Dörfer mit vielen Kindern und vielen neugierigen Augen hinter grünen Fensterscheiben. Er schlüpfte in den dichten Wald, wo es nach Erdbeeren und wildem Lauch duftete und in dessen Lichtungen die Mücken summten. Er kroch vorsichtig an Seen vorüber, aus dessen Schilfwald die Enten mit klatschendem Flügelschlag aufstiegen. Er glitt unter dem schwach leuchtenden Himmel heller Sommernächte und unter dem stillen Sternensregen klarer Frostmächte hin. Durch Frühling und Herbst, durch Tag und Nacht. Wechselnde Zeiten und wechselnde Tage. Weiß und klar, grau und düster. Treibende Wolken über der Erde . . .

Das Jean-Paul'sche Trio hatte längst sein gymnastisches Gedicht vor dem Publikum vieler Länder entfaltet. Nach und nach hatte man sich von der einen guten Anstellung zu einer andern bessern begeben. Man hatte die große Stärke Hugos, die geschmeidige Eleganz Alexanders und Ingolfs reizendes Spiel in der Luft bewundert . . .

Ingolf zählte nun zwanzig Jahre. Er war nicht besonders groß geworden. Seine Glieder hatten trotz aller Entwicklung eine gewisse kindliche Schlankheit bewahrt. Sein Gesicht hatte das gleiche helle, weiß und rote Gepräge wie immer, und das Haar war noch goldig und weich. Nur hatten seine Augen einen dunklern, erfahreneren Ausdruck angenommen, und auf der schmalen Oberlippe begann ein dünner blonder Bart zu sprossen.

(Schluß folgt).

Zu unsern Bildern von Anton Christoffel.

Anton Christoffel, von dessen Schaffen schon der letzte Jahrgang unserer „Schweiz“*) bezeichnende Proben vorgeführt hat, ist am 7. Oktober 1871 zu Scans im Oberengadin geboren. Nachdem er die Volksschule seiner Heimatgemeinde durchlaufen, trat er 1887 in die Zürcher Kunstgewerbeschule ein, wo er dann auch 1890/1 als Assistent für Figuren- und Blumenzeichnen wirkte. Zu seiner weiteren Ausbildung siedelte Christoffel 1891 nach Paris über und besuchte daselbst die Ecole nationale des Arts décoratifs und nebenbei die Privatakademie Colarossi; endlich wohnte er 1891/2 in München Vorlesungen der Technischen Hochschule bei. Nachdem er vorübergehend wiederum an der Kunstgewerbeschule in Zürich als Assistent sich betätigt hatte, erteilte er nacheinander in Stellvertretung Zeichenunterricht in St. Gallen und Chur und am Institut Ronfordia in Zürich. Weitere Jahre hindurch konnte er sich in seiner schönen Heimat fast ausschließlich der Kunst widmen, pflegte zumal die Landschaftsmalerei in Aquarelltechnik und erteilte jeweilen im Winter an der dortigen Fremdenkolonie Zeichen- und Malunterricht. Seit 1899 endlich weilt er regelmäßig während des Sommers im Engadin, den Winter hindurch in Zürich, und so sind denn auch von seinen Bildern die meisten in zürcherischem und bündnerischem Privatbesitz. Dankbar gedenkt der noch junge Künstler all der Männer, die ihn in seinen künstlerischen Bestrebungen



Bauer aus dem Bündner Oberland.

Nach Kreidezeichnung von Anton Christoffel, Scans (Oberengadin).

gefördert haben. Er meint, daß er aus eigenen Kräften ohne die Vermittlung seines ehemaligen Lehrers Vital und des verstorbenen Scans' Pfarrers Tramer, ohne den Philanthropen Pfarrer Bion in Zürich und die wohlwollende Unterstützung einiger reicher Bündnerfamilien niemals dazu gekommen wäre, die enttäuschungsreiche, dornenvolle Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Er ist sich auch dessen bewußt, daß er dem Unterricht des trefflichen Aquarellisten Gottlieb Kägi*) an der Zürcher Kunstgewerbeschule die Grundlage seiner eigenen Aquarellmalerei verdankt. — Was die vorliegende Nummer unserer „Schweiz“ von Anton Christoffel bietet, sind landschaftliche Motive aus dem Domleschg und ein paar Bündnertypen, nebst den beiden Aquarellen: „Friedhof von Rodels“ (S. 517) und „St. Lorenzkapelle“ ein paar Kreide-, Kohle-, Bleistift- und Farbstiftstudien.

Unter den verschiedenen Charakterköpfen finden unsere Leser Seite 519 den „berühmten“ Gemsjäger Johann Tester von Scharans, in der Mitte der Sechziger stehend. Bei der Einweihung des schweiz. Landesmuseums in Zürich 1898 sah man die große kräftige Gestalt in der Gruppe der Bündner Jäger und Führer. Ueber siebenhundert Gemsen hat der Mann erlegt, unzählige Murmeltiere; manchem Fuchsen und Marder hat seine sozusagen nie fehlende Kugel das Handwerk verleidet, und endlich auch als ausgezeichneter Forellenfischer ist Johann Tester bekannt. D. W.

*) Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, S. 189 u. 190, 318 u. 319.

*) Vgl. „Die Schweiz“ V 1901 S. 465/66 und 536/37.

Tiefer will sich neigen . . .

Tiefer will sich neigen
Schon ins Tal die Nacht,
In ihr großes Schweigen
Hüllt sie alles sacht.

Breitet ihre Hände
Weit zum Segen aus,
Daß des Schlummers Spende
Werde jedem Haus . . .

Sieh', von Schuld umwoben
Irr' ich ruhberaubt . . .
Laß die Hand erhoben
Auch ob meinem Haupt!

Nacht, des müden Lebens
Güt'ge Priesterin,
Laß mich nicht vergebens
An dein Herze stehn!

Clara Forrer, Zürich.